

Ljubow Sirota



DAS
**PRIPJAT-
SYNDROM**

Edition Noëma

Ljubow Sirota,
Alexander Kleinberger (Hrsg.)

Das Pripjat-Syndrom

Aus dem Russischen übersetzt von Tina Wünschmann

Ljubow Sirota,
Alexander Kleinberger (Hrsg.)

DAS PRIPJAT-SYNDROM

Aus dem Russischen übersetzt von Tina Wünschmann

Edition Noëma

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed
bibliographic data are available on the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

Coverabbildung: ID 3357417 | Old Paper Texture © Rol Mat | Dreamstime.com

Originaltitel: Припятский синдром

ISBN (Print): 978-3-8382-2087-1

ISBN (E-Book [PDF]): 978-3-8382-8087-5

Edition Noëma

© *ibidem*-Verlag, Hannover • Stuttgart 2026

Leuschnerstraße 40
30457 Hannover
Germany / Deutschland

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische
Speicherformen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen
Systemen.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, stored in or introduced into a
retrieval system, or transmitted, in any form, or by any means (electronic, mechanical, photocopying,
recording or otherwise) without the prior written permission of the publisher. Any person who commits
any unauthorized act in relation to this publication may be liable to criminal prosecution and civil
claims for damages.

Printed in the EU

VORWORT ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

Dieses Buch ist kein Rückblick im klassischen Sinne. Es ist vielmehr das literarische Dokument einer Erfahrung, die Aufarbeitung eines Schicksals, einer Katastrophe, mit deren Folgen noch immer unzählige Menschen zu kämpfen haben.

Meine erste bewusste Begegnung mit der Thematik Tschernobyl und Pripjat fand im Jahr 2005 statt. Was als historische Auseinandersetzung begann, führte bald zu einer tieferen Beschäftigung mit den menschlichen Dimensionen der Katastrophe. In diesem Kontext lernte ich Ljubow Sirota kennen, deren Gedichte mir einen Zugang eröffneten, der jenseits technischer Erklärungen und offizieller Narrative liegt. In den folgenden Jahren führten mich mehrere Reisen in die Sperrzone – an Orte, an denen Geschichte schmerzlich sichtbar fortwirkt.

Ein zentrales Thema dieses Buches ist der Verlust von Heimat. Die Evakuierung von Pripjat bedeutete nicht nur den Verlust eines Wohnortes, sondern die gewaltsame Unterbrechung von Biografien, sozialen Beziehungen und Zugehörigkeit. Diese Form der Entwurzelung ist kein singuläres Phänomen der Tschernobyl-Katastrophe. Sie ereignet sich bis heute, in unterschiedlichen Kontexten, oft täglich – und bleibt dennoch vielfach unbeachtet, solange sie einen selbst nicht betrifft.

Wie schon während der Kriege im ehemaligen Jugoslawien, so werden auch im aktuellen Krieg Russlands gegen die Ukraine Millionen Menschen vertrieben, verlieren ihre Heimat, ihre gewohnten Lebensräume und ihre Zukunftspläne. Häufig wird diesen Schicksalen erst dann Aufmerksamkeit geschenkt, wenn sie sich nicht mehr aus der Distanz betrachten lassen.

Ljubow Sirotas Leben ist von diesem wiederholten Verlust geprägt. Zunächst musste sie aufgrund der Katastrophe von Tschernobyl ihr geliebtes Pripjat verlassen. Jahrzehnte später verlor sie durch die russische Annexion der Krim erneut ihre Heimat. Schließlich zwang sie der Krieg gegen die Ukraine zur Flucht aus ihrem Wohnort Iwankow, der bereits am ersten Tag der Invasion von russischen Truppen besetzt wurde. Heute lebt sie im Exil in Kärnten. Ihr Schreiben ist damit nicht nur Zeugnis einer vergangenen Katastrophe, sondern auch Ausdruck einer fortgesetzten Erfahrung von Vertreibung.

Das Pripjat-Syndrom ist kein bloßer Bericht über einen Reaktorunfall, es ist vielmehr die Auseinandersetzung mit einer menschlichen Tragödie in vielerlei Hinsicht. Der im Titel verwendete Begriff „Syndrom“ bezeichnet keinen medizinisch eindeutig definierten Befund, sondern einen Zustand: die Summe körperlicher, psychischer und sozialer Folgen, die jene Menschen trafen, die der Katastrophe unmittelbar ausgesetzt waren – und die zugleich erleben mussten, wie ihre Erfahrungen relativiert, angezweifelt oder zum Schweigen gebracht wurden.

Ljubow Sirotas Text macht sichtbar, was in vielen Darstellungen von Tschernobyl ausgeblendet bleibt: die sozialen Verwerfungen, die Entwurzelung ganzer Lebensentwürfe, die bürokratische Kälte und das Gefühl, von staatlichen Strukturen im Stich gelassen worden zu sein. Die Katastrophe endet hier nicht mit der Evakuierung der Stadt Pripjat, sondern setzt sich fort im Alltag der Betroffenen, in medizinischen Auseinandersetzungen, in familiären Konflikten und im Ringen um Anerkennung.

Gerade in der heutigen Zeit erscheint es notwendig, Katastrophen dieser Art nicht ausschließlich als Mahnung vor technologischer Überheblichkeit zu betrachten. Ebenso wichtig ist der Blick auf ihre

gesellschaftlichen Folgen: darauf, wie Verantwortung verschoben wird, wie Individuen zu Randfiguren eines größeren Narrativs werden – und wie leicht sich Gesellschaften daran gewöhnen, wegzusehen.

Die vorliegende deutsche Übersetzung soll dazu beitragen, diese Perspektive zugänglich zu machen. Sie versteht sich als Einladung zur Auseinandersetzung – mit Tschernobyl als historischem Ereignis und mit dem fortdauernden Verlust von Heimat als menschlicher Erfahrung.

Alexander Kleinberger, Klagenfurt, Februar 2026

Dieses Buch ist meinen Landsleuten gewidmet, den Menschen aus Pripjat, und allen, deren Schicksal vom unheilvollen Schatten der Katastrophe von Tschernobyl berührt wurde. Auch wenn reale Ereignisse zugrunde liegen, ist diese Geschichte keine Dokumentation, alle Protagonisten stehen für viele verschiedene Menschen.

Ljubow Sirota

PROLOG

Hoch oben am violett leuchtenden Himmel blinkt ein Stern. Er wird größer, wandelt sich zu einem hellen, wirbelnden Fleck, dann zu einer riesigen, vielfarbigen Kugel, die immer näher und näher kommt, hinter sich einen langen Strahlenschweif. Plötzlich ein greller Blitz, der Himmel ist erfüllt von gelbrotem Feuerschein, der, zitternd vor eigener Hitze, aus dem Schlund des von der Explosion zerrissenen Reaktors dringt. Noch heißer, röter als rot, glüht der riesige Schornstein am Block 4 des Atomkraftwerks Tschernobyl.

Irina schreckt aus dem Schlaf. Unerträglicher Schmerz zerreißt ihren Kopf, schießt heißes Blei in jede Zelle ihres Körpers, so wie es in den letzten zwei Jahren zur Gewohnheit geworden ist. Wie ungelegen das heute kommt! Sie will endlich ihren Sohn abholen, und vorher ist noch so viel zu erledigen. Die Hand gehorcht nicht recht, als sie nach den Medikamenten greift, die auf dem Nachtschrnkchen am Kopfende des Bettes liegen. Sie drückt eine Schmerztablette aus der Verpackung und zerkaut sie. Dann will sie das Wasserglas greifen, doch die Hand versagt. Das Glas fllt zu Boden, das Wasser ergießt sich über den Teppich und die herumliegenden Briefe.

Irinas Gesicht verzieht sich vom bitteren Geschmack und den Schmerzen. Sie presst die Hände an die Schläfen, die kurzgeschnittenen Haare geraten noch stärker durcheinander. Langsam versucht sie aufzustehen. Sie nimmt die Packung mit dem Beruhigungsmittel vom Nachttisch und schiebt noch zwei Tabletten in den Mund. Schweratmend hebt sie die Briefe auf und legt sie auf das Schränkchen. Sie sitzt noch einige Zeit auf dem Bett, bevor sie mit Mühe auf die Beine kommt. Vorsichtig, die Hand an der Stirn, schleppt sie sich mit einem Seufzer ins Badezimmer.

Sie hört die Stimme ihres Sohnes, seinen ersten Brief aus dem Sanatorium: „Grüß dich, liebes Mamilein! Ich schreibe dir gleich, nachdem du um 7:31 abgereist bist. Mein Kopf tut immer noch sehr weh. Ich hoffe, die zwei Monate werden wie im Flug vergehen, jetzt liegen noch 58 Tage vor mir. Ich vermisse dich so sehr ...“

Im Spiegel betrachtet Irina ihr von der Krankheit ausgezehrtes Gesicht.

„... Ich habe dir ja gesagt, dass ich es hier nicht länger als einen Monat aushalte. Sie sagen, dass es noch heißer werden soll. Bitte schreib mir, Mama! Dein Denis.“

Das Bild im Spiegel verschwimmt. Ein lautes Stöhnen ist zu hören, dann das Geräusch zu Boden fallender Gegenstände.

* * *

Der Julimorgen in einem der Außenbezirke der Hauptstadt atmet schon Sommerhitze. Die Menschenmenge an der Bushaltestelle ist selbst für den Beginn eines Arbeitstages ungewöhnlich groß. Offenbar ist schon lange kein Bus mehr gekommen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite taucht Irina auf, gut gebaut, aber für ihr Alter ungewöhnlich gebeugt. Ihre Handtasche über der Schulter und ohne auf die Umgebung zu achten, geht sie langsam über die Straße auf die Haltestelle zu. Erst da bemerkt sie die ungewöhnliche Menschenansammlung.

Irina versucht, ein Auto anzuhalten, vergeblich. Schließlich hält doch noch eines, der respektabel aussehende Fahrer fragt gelangweilt:

„Wohin?“

„Gesundheitsministerium.“

„Sechzig.“

„Was? Mit dem Taxi kostet es zehn!“

„Fahren Sie mit oder nicht?“, nuschelt er.

Irina wirft enttäuscht die Wagentür zu. Das Auto fährt davon und hüllt sie in eine Abgaswolke. Niedergeschlagen geht sie zum Wartehäuschen, lehnt sich an einen rauen, kühlen Pfeiler und holt eine Tablette aus der Tasche.

Eine vorbeigehende Frau ruft den Leuten an der Haltestelle zu: „Ihr wartet umsonst! Heute fahren keine Busse, die streiken!“

Bewegung kommt in die Menge, manche schauen frustriert, manche erfreut, es lichtet sich. Irina muss unbedingt heute ins Stadtzentrum und beschließt, trotzdem auf einen Bus zu warten.

Sie geht zu einer freigewordenen Bank und setzt sich so, dass sie ihren schmerzgeplagten Rücken an die zum Glück noch nicht völlig zerbrochene Lehne stützen kann. Auch wenn die ungeplante Verspätung des Busses sie beunruhigt, ist sie doch froh über jedes neue Anzeichen bevorstehender Veränderungen. Das ganze immense Gebiet der Sowjetunion, vom Volk schon lange mit dem kurzen und aufgeladenen Wort *Sowok*¹ bezeichnet, ist von süßer und gleichzeitig bedrohlicher Aufbruchstimmung erfasst. Die seltsam positive Unruhe ruft eine Erinnerung wach...

* * *

... am frühen Morgen des 26. April 1986 sitzt Irina, bekleidet mit einem leichten Hausmantel, vor ihrer alten tragbaren Schreibmaschine *Moskwa* und tippt den Artikel fertig, an dem sie wie gewohnt die ganze Nacht gearbeitet hat. Sie setzt den letzten Punkt und zieht das dichtbeschriebene Blatt aus der Maschine. Dann legt sie das sortierte Manuskript auf die eine Seite des Tisches, auf die andere schiebt sie die Schreibmaschine und bedeckt sie mit der neuesten Ausgabe des *Ogonjok*².

Neben dem Manuskript und der Maschine stehen eine leere Kanne und eine Tasse mit Kaffeesatz auf dem Tisch, am Rand, vor dem Regalschrank, stapeln sich Bücher und Papier.

Sie teilt sich den Schreibtisch mit ihrem Sohn, der für gewöhnlich tagsüber und am Abend die freie Fläche nutzt, nur nachts hat Irina den Tisch ganz für sich allein.

Sie liebt die Ruhe dieser langen Nächte, wenn niemand und nichts sie vom Arbeiten abhält. In Gesellschaft der Sterne und des Mondes, der sich ständig verändert, aber nie sein Geheimnis verliert, kann sie am Fenster sitzen und über das Sein und die Unendlichkeit nachdenken.

Jetzt wird es schon hell im Zimmer, sie schaltet die Schreibtischlampe aus. Die leicht geöffneten Vorhänge leuchten orange vor dem dreiflügeligen Fenster, der äußere Flügel steht sperrangelweit offen, ein leichter Frühlingwind spielt mit der Tüllgardine. Irina schiebt sie zur Seite und atmet zufrieden die herrlich frische Luft, reckt sich und freut sich über den fertigen Artikel, den klaren Himmel, das Lüftchen, das zärtlich ihr langes rotblondes Haar aufwirbelt, über den erwachenden Wald gegenüber, dessen dichte Kiefern sich weit in die Ferne erstrecken, bis zum Bauamt und weiter zum AKW. Der Wald vor dem Fenster ist gewohntes und geliebtes Detail ihres nächtlichen Wachseins. Heute liegt ein taubengrauer, geheimnisvoller Rauch über ihm. Wie schön!

Sie weckt ihren Sohn, hilft ihm, die Schulsachen zu packen, und während er sich im Bad wäscht, spült sie das Geschirr und frühstückt in der Küche.

Mehr und mehr Lichtflecken erfüllen das kleine Zimmer ihrer Zweiraumwohnung. Da springt ein Sonnenstrahl über die Kristalluhr auf dem Bücherschrank, wandert über die vielen Buchrücken auf den Regalbrettern, bringt die Prägung im Tisch zum Glühen, läuft über

die kaffeefarbene Tapete, den dekorativen Leuchter, fällt auf das leichte Plaid, das das Sofa auf der anderen Seite des Raumes bedeckt. Er erhellt das verschlungene Muster des schlichten moldawischen Teppichs, der fast den ganzen Fußboden bedeckt, so klein ist dieser Raum. An der Wand gegenüber dem Fenster – von der Zimmerecke bis zur Tür – hat noch eine Couch Platz gefunden, auf der eine ausgepackte Gitarre liegt. Die weiße, zweiflügelige Tür führt zu einem recht geräumigen Abstellraum, der auch als Kleiderschrank dient.

Hier, in einer der Wohnungen für Kleinfamilien in Pripjat, wohnen Irina und Denis nun schon seit mehreren Jahren gemütlich und sorglos. In einigen Monaten sollen sie in eine neue, größere Wohnung umziehen, auf die sie ungeduldig gewartet haben, und doch stimmt es sie nun traurig, das gewohnte Heim zu verlassen. Der nahende Abschied lässt alles noch lieber und teurer erscheinen. Vielleicht gesellt sich deshalb ein Hauch von Schwermut zur fröhlichen Stimmung des wundervollen Frühlingstages.

Denis, bereits in Jacke und Schuhen, springt mit seinem Ranzen in die Küche. Irina wundert sich über die Eile: „Wo willst du denn so früh hin? Du hast noch eine Stunde bis Unterrichtsbeginn! Das sieht dir gar nicht ähnlich!“

„Ist schon gut, Mama! Wir haben heute Dienst. Serjoscha wartet im Hof auf mich. Wir haben uns ausgemacht, dass wir ein bisschen rumlaufen vor der Schule. Frische Luft, verstehst du!“ Denis redet sich gewandt heraus.

„Ah, frische Luft – das ist natürlich gut!“, kann Irina schläfrig wenig entgegnen. „Na, lauf schon ... Aber weißt du, in der Nacht gab es im Kraftwerk wieder Krach und Alarm, die Scheiben haben sogar gezittert – hast du das auch gehört?“

„Und wenn schon!“, ruft es aus dem Flur. „Ich bin weg!“

Einige Stunden später verlässt auch Irina das Haus. Auf dem gewohnten Weg, durch die Innenhöfe der Wohnblocks, geht sie zum Kulturpalast, wo sich heute die AG *Literatur und Theater* trifft.

Irgendwie mag sie diesen Tag ganz besonders, alles ringsum bewegt sie: das Vogelgezwitscher, die schwingenden Zweige der Linden und Ahornbäume, die bereits von Grün überzogen sind, selbst die Kastanien haben unter den winzigen Kerzen schon ihre breitfingrigen Blätter ausgestreckt. Alles ist vertraut und gleichzeitig seltsam einzigartig an diesem Tag. Irina wundert sich über die Schaumbäche auf Gehwegen und Straßen, hier und da sind noch Spritzwagen zu sehen. Daher also diese erstaunliche Frische! Vielleicht wurden die Straßen der Stadt jeden Samstag so akkurat gereinigt, aber früher ist ihr das nie aufgefallen. Die Schaumhäubchen verleihen der ohnehin schon enthusiastischen Stimmung noch zusätzliche Festlichkeit.

Auch die Kleidung hat sie optimal für diesen Tag gewählt. Sie trägt Jeans, einen leichten Pulli und die knallige Windjacke, am wichtigsten aber sind die Turnschuhe, in denen sie sorglos durch die Schaumpfützen hüpfen kann. Der frische Wind streicht angenehm über Gesicht und Haare.

Hinter eine Hausecke kommt ein polesisches Mütterchen hervor und ruft Irina schon von Weitem zu: „Kindchen, wo ist hier der Busbahnhof?“

„Sie gehen geradeaus weiter, dann über die Straße und dann ist er auf der rechten Seite, dort bei dem Wäldchen, sehen Sie?“, erklärt Irina.

Da unterbricht sie plötzlich eine laute Männerstimme: „Gehen Sie nicht zum Busbahnhof!“ Irina dreht sich um. Etwa zwanzig Schritte entfernt steht ein seltsam zerzauster Mann in schmutziger Uniform,

der sichtlich aufgewühlt scheint. Er ruft: „Heute fahren sowieso keine Busse!“

Die Alte trippelt auf ihn zu, sie will herausfinden, warum denn keine Busse fahren. Irina zuckt nur mit den Schultern und eilt weiter – wenn sie nicht fahren, fahren sie nicht!

Auf dem Lenin-Boulevard und dem Platz vor dem Kulturpalast stehen ungewöhnlich viele Menschen herum, hinzu kommt noch eine Menge graublauer Milizuniformen. Irina wundert sich. Eine sorglose Menge, auf den Gehwegen Eis- und Süßwarenverkäufer, nichts ist wie an einem gewöhnlichen Samstag. Die Maifeiertage liegen wohl schon in der Luft.

Im Palast hingegen ist es fast menschenleer. Irina grüßt freundlich die Pförtnerin, eine gar nicht so alte Frau, die aus unerfindlichen Gründen von allen Oma Pascha genannt wird. Sie will Irina irgendetwas sagen, überhaupt tratscht sie gern ein wenig über das Leben, aber Irina hebt die Arme, um zu bedeuten, dass sie zu spät kommt, und läuft weiter, die Treppe hinauf, am strahlend geschmückten Tanzsaal vorbei.

Im Proberaum sind nur zwei Personen: Tatjana, Ingenieurin im AKW, hat vor Kurzem ihr drittes Kind zur Welt gebracht. Von den „Pflichten der Werktätigen“ befreit, nutzt sie nun jede freie Minute, um Gedichte zu schreiben und zu zeichnen. Heute ist sie eher gekommen, um noch an der Wandzeitung zu arbeiten. Die zweite Person im Raum ist Irinas Freundin Sofia, eine professionelle Journalistin, die bei der Lokalzeitung angestellt ist und nebenbei für einen Radiosender arbeitet. Sie steht am Fenster und raucht. Tatjana sitzt am Tisch vor einem leeren Blatt Zeichenpapier, sie hat noch keinen Strich auf die neue Wandzeitung gesetzt.

„Na, gibt’s schon was Neues?“, begrüßen sie Irina im Chor.

„Was meint ihr?“, wundert sich Irina. „Warum sind wir denn so wenige? Ich dachte, ich komme zu spät!“

„Da haben wir’s“, ruft Sofia enttäuscht, geht auf Irina zu, küsst sie auf die Wange und wischt gleich darauf die Lippenstiftspur weg. „Dieses Mädchen weiß von nichts. Was sagst du dazu, Tatjana?“ Dann kehrt sie zu ihrer Zigarette im Aschenbecher auf dem Fensterbrett zurück, nimmt einen gierigen Zug und mustert Irina neugierig.

„Gottes Vöglein kennt kein Grauen, keine Mühen auf der Welt“, führt Tatjana Puschkin ins Feld, fährt dann aber mit ernster Stimme fort: „Mehr werden wir wohl heute nicht. Genügen wir dir? Du kannst anfangen, Chef!“

„Was ist denn passiert?“, fragt Irina mit zittriger Stimme.

„Wir wissen es auch nicht genau“, antwortet Tatjana leise. „Irgendwas ist nachts im Kraftwerk passiert. Was ziemlich Schlimmes. Es soll Verletzte geben.“

„Keine Panik!“, sagt Sofia durch Zigarettenrauch. „Wenn es ganz schlimm wäre, wüsste ich es längst! Keine Angst, Frau Kapitän!“ Und zu Irina gewandt: „Lasst uns rausfinden, was da heute los ist, und dann nach Hause gehen. Um die Kinder mache ich mir schon Sorgen.“

„Ja, da sagst du was. In der Schule Nr. 3 wurden die Schüler heute angewiesen, das Gebäude nicht zu verlassen“, bestätigt Tatjana, deren älteste Tochter dort in die fünfte Klasse geht.

„Wirklich?“ Ein ungewohntes Gefühl von süßer Bedrohung überkommt Irina, mischt sich mit dem morgendlichen Enthusiasmus und durchströmt ihren ganzen Körper, dass es sogar in der Nase kitzelt. Sofort fängt sie sich wieder und sagt fast völlig ruhig: „Gut. Lasst uns nicht lange reden. Tatjana, du versuchst, jemanden im Kraftwerk zu erreichen. Ich schaue nach, was wir für heute Abend geplant hatten.“

„Anrufen ist zwecklos!“, brummt Sofia im offenen Fenster. „Sie hat schon eine gute halbe Stunde am Telefon verbracht. Das Kraftwerk hüllt sich in Schweigen.“

Irina hat sich an den Tisch gesetzt und schlägt den Terminplan auf: „Gut, was kann man da noch machen? Tanja³, du hast heute frei. Geh zu deinem Baby, das braucht dich mehr. Und wir, Sofialein, haben zwei Auftritte in den Wohnheimen. Geh erst einmal zu deiner Familie, um 18 Uhr treffen wir uns wieder hier. Bis dahin habe ich auch jemanden ans Telefon gekriegt, oder die Wohnheime anderweitig erreicht. Den AKWlern wird heute der Sinn wohl nicht nach Lyrikabend stehen, aber bei den Bauarbeitern freut man sich vielleicht auf uns. Du liest, ich singe, danach Fragen und Antworten, wie immer. Einverstanden?“

„Okay!“ Sofia springt vom Fensterbrett, ihre lange rotbraune Lockenmähne wippt auf und ab. „Bis heute Abend!“, ruft sie, gibt Irina einen Kuss auf die Wange und wuschelt zärtlich durch Tatjanas Kurzhaarschnitt.

Als Irina wieder zuhause ist, läuft sie unruhig in der Wohnung auf und ab, schaut hin und wieder in der Küche nach dem Mittagessen auf dem Herd. Plötzlich, als hätte sie eine Eingebung, schließt sie das Fenster. Denis ist noch immer nicht zurück. Die Uhr zeigt halb drei. Endlich geht die Wohnungstür, Irina läuft ihm entgegen in den kleinen Flur. Der Anblick ist umwerfend – der Junge ist von oben bis unten voller Dreck und Sand. Als er die Schuhe auszieht, rinnen ganze Sandhäufchen daraus hervor.

„Herrjemine! Wo hast du dich denn rumgetrieben?“, fragt Irina entsetzt.

„Na, wir hatten doch heute Arbeitseinsatz, wir haben den Schulhof gekehrt“, lügt Denis.

In Wirklichkeit ist er nach der Schule mit Serjoscha zum Fluss gelaufen, aber das wird Irina erst später herausfinden. Jetzt regt sie sich erst einmal auf: „An einigen Schulen durften die Kinder heute nicht mal das Gebäude verlassen, und an anderen finden Subbotniks statt, noch dazu mit den Grundschulern! Einfach unglaublich!“

Denis hat sich inzwischen umgezogen und antwortet mit sachkundiger Miene: „Ich weiß alles. In der Nacht hat im Kraftwerk was geknallt! Deswegen gab es bei uns sogar eine Lehrerversammlung. Uns wurde gesagt, dass wir Tabletten mit Jod nehmen müssen, die Erwachsenen können auch Wein trinken. Und wir Kinder werden vielleicht eva... wie heißt das? Na, weggebracht eben.“

„Evakuiert?“, fragt Irina nach.

„Ja, genau! E-va-kiert“, bestätigt er, während er sich wäscht.

„Na gut, du Allwissender. Wasch dich mal schön, dann gibt's Mittagessen. Beschäftige dich, lies was. Ich habe heute noch zu tun und komme erst spät nach Hause. Ich werde die Tür abschließen. Also, sei brav! Und mach das Fenster nicht auf, klar?“

„Klar!“, seufzt Denis.

Der Literaturabend im Bauarbeiterwohnheim, gewidmet dem Werk Marina Zwetajewas, geht allmählich zu Ende. Recht viele junge Leute haben sich in der „Kulturecke“ versammelt und wollen die Gäste gar nicht mehr gehen lassen. Irina stimmt das letzte Lied an:

*Zusammen geh'n wir nur ein Stündchen,
danach in Ewigkeit – allein!
Durch die Sanduhr rinnt der Sand
– hinfort!*

*Was mich zu dir zieht,
ist nicht dein Verdienst!
Es ist allein die Angst, dass Wangenrot
– verdorrt.*

*Erkanntest du die Zeit
auf der Sonnenuhr der Mönche?
Ward sie von Himmelswaag' gewogen
– diese Stund'?*

*Dieselbe Stund' steht über allen
den Sternenbildern und auch uns –
ich wünschte, sie würd' nie vergehen
– diese Stund'!*

Kaum sind die letzten Akkorde des Liedes verklungen, bestürmt die Menge Sofia und Irina schon mit Fragen. Der Abend hat die Sorgen des Tages vergessen gemacht. Erst gegen 23 Uhr entkommen die Freundinnen, bepackt mit Blumensträußen, dem dankbaren Publikum.

Noch immer berauscht vom herzlichen Empfang und dem Auftritt laufen die beiden durch die Stadt, vorbei am noch unvollendeten Stadion zum zentralen Boulevard, der wie alle Hauptstraßen in der UdSSR nach Lenin benannt ist. Hell leuchtende Schriftzüge begleiten ihren Weg: das strahlende VOLK UND PARTEI SIND EINS auf der Stadtverwaltung, gleich daneben HOTEL POLISSJA, auf dem Kulturpalast KULTURPALAST ENERGETYK, auf dem Kaufhaus daneben RAJDUHA⁴, und rechts davon leuchtet in der Ferne von einem neunstöckigen Wohnblock der unsterbliche Satz: MÖGE DAS ATOM ARBEITER SEIN, NICHT SOLDAT.

Weil man an einem so wunderbaren Abend gar nicht nach Hause gehen mag, begleitet Sofia ihre Freundin noch ein Stück. So erreichen sie das Ende des Boulevards und als sie gerade in den Kreisverkehr einbiegen, der zur Brücke führt, tun beide einen erstaunten Ausruf. Weit hinten über dem Wald hängt ein riesiger Feuerschein. Er flackert und zittert, als käme er aus einem glutheißen Stahlofen. Noch röter und heißer strahlt der enorme Schornstein zwischen Block 3 und 4 des Atomkraft-werks.

„O Mann“, bringt Sofia hervor, „das nenn ich mal beschissen.“

In Irina löst eine Welle kindlicher Begeisterung das Entsetzen ab: „Lass uns zur Brücke gehen! Ob uns jemand aufhält?“

Sofia scheint es ähnlich zu gehen. Schon laufen die jungen Frauen los, zur Brücke, die aus der Stadt hinausführt. Als sie am Fuße angekommen sind, hat sie noch immer niemand aufgehalten. Da verlieren sie das Interesse an diesem Abenteuer und gehen langsam in die Stadt zurück, den Blick immer auf den Feuerschein über dem Wald gerichtet.

„Jetzt auf einen Neunstöcker hoch und alles beobachten, das wäre der Hit“, ruft Irina wie ein kleines Kind. „Warum denn nicht? Vielleicht ist das sogar unsere Dienstpflicht!“

„Hör zu, junge Frau! Meinst du nicht, dass du schon nah genug an diesem Dschinn wohnst? Hoffentlich steigt er nicht aus seiner glühenden Flasche!“, grummelt Sofia. „Also, wenn wirklich was ist, schickst du Denis mit den Manuskripten zu mir, wir sind immerhin ein Stück weiter weg, da ist es sicherer. Und du kannst beobachten und beschreiben, so viel du magst – einverstanden?“

„Einverstanden!“

Beim Abschied umarmen sich die beiden fester und länger als sonst. Sie laufen schon in getrennte Richtungen, als von der Brücke her eine Kolonne schwarzer Wolgas⁵ und Registrierungs-transporter an

ihnen vorbeifährt, den Boulevard hinunter in Richtung Stadtverwaltung.

Wortlos winken die Freundinnen einander noch einmal zu und beschleunigen dann ihren Schritt. Auf beiden lastet schon ein fast vergessenes Wort aus Kriegszeiten, das in der Luft hängt und ihre Herzen mit süßlich-bangem Beben erfasst: *Evakuierung!*

Zuhause findet Irina ihren Sohn schlafend. Ohne die Jacke auszuziehen, knipst sie die Schreibtischlampe an. Sie öffnet beide Türen des Wandschranks und holt einen großen, schwarzen Reisekoffer heraus. Dann setzt sie sich, betrachtet zerstreut das Zimmer und überlegt, was denn das Notwendigste ist, das man für alle Fälle einpacken muss.

Ihr Sohn dreht sich um und öffnet die Augen:

„Mama, wo willst du hin?“

„Ich bin gerade erst nach Hause gekommen, mein Kleiner!“

„Und was machst du?“, fragt er schläfrig und beunruhigt, als er den Koffer und den offenen Schrank sieht.

„Ich überlege, was ich einpacke. Um vorbereitet zu sein, wenn es eine Evakuierung gibt ...“

„Wird's denn eine geben?“

„Ich weiß es nicht. Sieht aber danach aus. Schlaf wieder ein. Ich wecke dich, wenn was ist.“

„Na gut.“ Denis dreht sich zur Wand und schläft sofort wieder ein.

Irina steht energisch auf, holt warme Sachen aus dem Schrank, Wechselwäsche und zwei Handtücher. Sie geht aus dem Zimmer und kommt mit einem Stück Seife und anderen Hygieneartikeln zurück. Kleidung, ein Teil der Briefe und Dokumente, ein paar Bücher – der Koffer füllt sich. Sie öffnet die Tür im unteren Teil des Bücherschranks, wühlt in Unterlagen, sucht Papiere heraus und steckt sie in ihre Handtasche. Dann holt sie das Fotoalbum hervor,

setzt sich an den Tisch und blättert darin. Sie nimmt einige nicht eingeklebte Fotos und legt sie ebenfalls in die Tasche.

Das Fotoalbum liegt geöffnet auf dem Tisch, aufgeschlagen ist die fröhlichste Theaterseite aus ihrem Leben in Pripjat: Fotografien von den Proben und der Premiere ihrer poetischen Inszenierung über Marina Zwetajewa, an der sie fast anderthalb Jahre gearbeitet hatte. Wie immer öffnet Irina das Fenster und setzt sich aufs Fensterbrett, schaut in die stockfinstere, unruhige Nacht. Im Kopf erklingt ein Lied aus dem Stück, nach einem Gedicht der Zwetajewa:

*Wieder ein Fenster,
wo niemand schläft.
Vielleicht trinkt man Wein,
vielleicht sitzt man nur.*

*Oder eine Hand,
die eine andere hält,
ein solches Fenster hat
wohl jedes Haus.*

*Abschiede und Wiedersehen –
Fenster in der Nacht!
Vielleicht brennen hundert Kerzen,
vielleicht auch nur acht...*

*Niemals wird mein Geist
tiefe Ruhe ergründen.
Nun ist so ein Fenster
auch in meinem Haus zu finden.*

*Bete, mein Freund,
für das schlaflose Haus,
für das Fenster mit der Flamme!*

Draußen auf der Straße zum Kraftwerk eilen Feuerwehrautos und Krankenwagen hin und her, ohne die üblichen Sirenen und Lichter, außerdem schwarze Wolgas mit getönten Scheiben.

Irina denkt derweil daran, wie sie vor drei Jahren unter fast mystischen Umständen mit ihrem Sohn in Pripjat gelandet war:

Sie machten damals eine schwere Zeit durch. Irina ließ sich von Denis' Vater scheiden, nachdem die Ehe, abgesehen vom großartigen Sohn, mehr schlechte als gute Tage gebracht hatte. Doch auch eine schlechte Erfahrung konnte nützlich sein, die Wege des Herrn waren unergründlich. Auf jeden Fall fand ein einschneidender Wandel in ihrem und Denis' Leben statt. Sie überließ ihrem geschiedenen Mann die lang erträumte und erst vor einem Jahr mit größter Mühe aufgetriebene Einraumwohnung in N-sk⁶. Sie tat das gar nicht so sehr, weil er sie betrogen hatte, sondern vielmehr aus Verzweiflung über die ungeheuerlichen Aussichten: Sie wollte einerseits nicht jahrelang um zwanzig Quadratmeter des nach sowjetischen Maßstäben so wertvollen Gutes kämpfen, und andererseits ihren Sohn vor der moralischen Katastrophe schützen, in einer Atmosphäre ständiger Auseinandersetzung zwischen den beiden Menschen zu leben, die ihm am nächsten standen. Also musste sie schnell eine Lösung finden, wie und wo es weitergehen konnte, am besten jenseits von N-sk, egal wo.

Da man ihr sagte, ein kreativer Mensch könne sich dort maximal verwirklichen, versuchte sie sogar, in Moskau Fuß zu fassen. Allerdings nahm man sie in der Hauptstadt nicht einmal als Straßenkehrerin, was ihr wenigstens übergangsweise eine Meldeadresse eingebracht hätte. Die Begründung lautete, mit Hochschulabschluss könne man nicht Straßenkehrer werden. Irina begriff am eigenen Leib die Wahrhaftigkeit des Bulgakow-Zitates, die Moskauer seien „gewöhnliche Menschen, nur die Wohnungsfrage hat

sie verdorben“. Letztlich konnte man das wohl über alle Großstädte der endlosen Union sagen.

Da Moskau Irina also nur zu inakzeptablen Konditionen aufzunehmen gedachte, fiel ihr Blick auf das einzigartig schöne (und wie sie später verstand, auch einzigartig tief verwurzelte) Polesien am Pripjat. Gennadi, einer ihrer genialen Freunde aus der Literaturvereinigung, hatte ihr von der dortigen Atomstadt erzählt: „Mein Bruder wohnt da. Ich selbst wurde aufgrund einer alten Straftakte aufgefordert, dieses beschauliche, halb-militärische Städtchen innerhalb von 24 Stunden zu verlassen“, klagte er ihr sein Leid, „aber ich bin sicher, dass du dort auf jeden Fall gebraucht wirst, mit deiner Arbeitserfahrung mit Menschen, deinem Enthusiasmus und deiner unerschöpflichen Schaffenskraft! Vertrau mir einfach!“

Tatsächlich leitete sie in N-sk neben der Arbeit in der Berufsschule auch die lokale Literaturvereinigung, schrieb für die Lokalzeitung und war Stammgast bei den Kinofreunden und im Liedermacherclub, organisierte Lyrikabende und Themendiskos, kurzum, sie führte ein sogenanntes „aktives gesellschaftliches Leben“. Deshalb sagte auch ihre eigene Intuition, dass es das Schicksal in einer jungen Stadt von Atomkraftwerkern gut mit ihr und ihrem Sohn meinen könnte.

Sie brachte Denis also zu ihrer Schwester nach Belarus und fuhr dann aus N-sk nach Pripjat, über den Dnepr mit der *Raketa*, einem schnellen Passagierboot. Gedankenfluten und die drückende Ungewissheit hinderten sie die lange Reise über daran, die Schönheit der Uferlandschaft zu genießen, drängten das Unterbewusstsein, wenigstens ein bisschen in die Zukunft zu blicken. Und plötzlich sah sie es vor sich: ein Gespräch in der Zukunft mit irgendeinem gewichtigen Beamten. Es schien der Bürgermeister der jungen Stadt zu sein, der flüchtig ihre Unterlagen durchsah, sie über die letzte Arbeit ausfragte und ihr dann fast väterlich versprach, dass sie hier

eine Wohnung, eine Arbeit und eine gute Ausbildung für ihren Sohn finden würde, weil diese Stadt Fachkräfte wie sie brauche.

Irina erwachte aus ihrer hoffnungsfrohen Vision just in dem Moment, als die *Raketa* in eine schalenförmige Bucht einfuhr, an deren erhöhtem Sandufer schon die Hochhäuser der modernen Stadt zu sehen waren. Einige Minuten später legte das Schnellboot am Kai des kleinen Flusshafens an, von wo es nur ein Steinwurf bis zum zentralen Verwaltungsgebäude von Pripjat war, in dem die Stadtverwaltung und die Parteizentrale zu finden waren. Irina musste wieder an ihre Vision denken und ging sofort in den ersten Stock hinauf, wo sich, wie ihr der Wachhabende gesagt hatte, das Empfangsbüro der Stadtverwaltung befand. Dort angekommen, nickte ihr eine adrette Sekretärin freundlich zu und fragte: „Kommen Sie zum Bürgermeister?“

„Kann man denn einfach eintreten?“, wunderte Irina sich erfreut.

„Wenn Sie für heute einen Termin haben, ja. Wir vergeben die Termine mit ihm einen Monat im Voraus.“ Die Sekretärin deutete mit dem Kopf in Richtung des Chefbüros. „Wie ist Ihr Name?“

„Sehen Sie, ich bin zum ersten Mal hier und nur für einen halben Tag. Ich habe schon die Fahrkarte für die letzte *Raketa*. Vielleicht können Sie mich doch vorlassen?“

Die adrette Sekretärin war jedoch unbeirrbar in der Ausführung ihrer Anweisungen, daher blieb Irina nichts anderes übrig, als sich für den nächsten Monat auf die Liste setzen zu lassen – für alle Fälle, – und dann mit dem Gefühl tiefer Enttäuschung und Ratlosigkeit das Empfangsbüro zu verlassen.

Sie konnte die Tränen kaum zurückhalten, ging zum Fenster gegenüber, betrachtete den gleichmäßigen Rhythmus auf einer der Hauptstraßen der fremden Stadt, und überlegte minutenlang fieberhaft, was sie nun tun sollte, wie sie weiterleben sollte, wenn sich